

Vergißeinnicht 1937

2 (1937)

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der
MARIANNHILLER MISSION



Nummer 2

Februar 1937

55. Jahrgang

Aschermittwoch

Auf der Stirn das Aschenkreuz,
Es schützt uns vor der Sünde Reiz,
Und nur die Sünde macht den Tod
Voll Angst und Not.

So wird der Stachel ihm geraubt,
Man liebt den Herrn, man hofft und glaubt,
Es sind ja Herz und Wandel schon
Bei Gottes Sohn!

Aus ist der Aschermittwoch einst,
Die Fastenzeit — noch eh' du's meinst
Karfreitag kommt, dann ist's vollbracht:
Welt, gute Nacht!

Fastenzeit

Eine Zeit besonderer Gnade und göttlicher Erbarmung ist die Fastenzeit. Einst in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung erfasst, ersetzte sie die jährliche Geisteserneuerung der modernen Tage. Die Fastenwochen waren im alten Geiste der Liturgie große, gemeinsame Exerzitien für Priester und Volk. Da schöpfte man mehr als sonst aus den Quellen des Heiles. Je energischer man sich von den Geschöpfen abwandte . . . in strenger Enthaltung von allen irdischen, leiblichen Genüssen und durch freiwillige Almosenspende, desto näher kam man dem Schöpfer, desto reiner, freier und freudiger fühlte sich bald die ringende Seele.

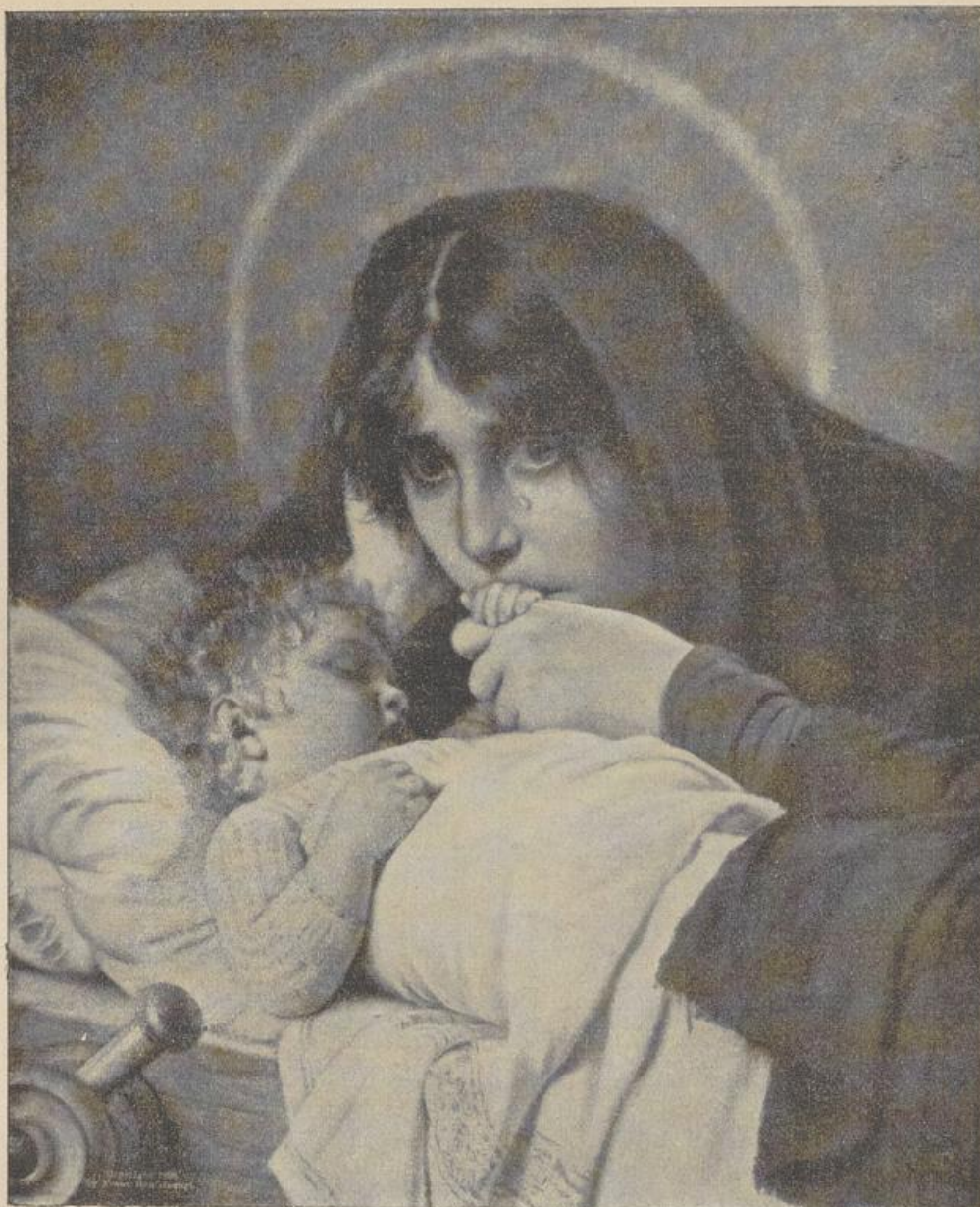
Da büßte man mit den Büßern, da lebte man mit den Katechumenen, die in der Osternacht die Taufe, Firmung und erste hl. Kommunion empfangen sollten, und erlebte so nochmals die eigene Jugend des Glaubens und der Gnade. Welche Erinnerungen, welche Vorsätze aus der Vergangenheit traten vor die Seele, wenn man die einzelnen Tage der Fastenzeit wieder mit denselben Gebeten und Liedern, den gleichen Lesungen und Zeremonien feierte, wie ehemals, wenn man an denselben Stätten heiliger Erbauung kniete, wo man sich noch als begeisterter und junger Schüler des Christentums sah! Wert und Würde eines ganzen Christen, die Heiligkeit und Strenge seiner mit selbigem Verlangen übernommenen Pflichten, kamen so zum ergreifenden Bewußtsein . . .

Und in Rom, von wo ja alle „römische Liturgie“ ausgeht, da zog man in den Tagen der Fastenzeit mit einem zahlreichen Volke von Katechumenen, Büßern, Gläubigen und einer großen Priesterschar zu den berühmtesten Grabkirchen der Märtyrer. Meist hielt der Papst selbst den erhebenden Bußgottesdienst mit einer passenden Predigt. Man hieß das die „Statio“. (Statio = Standplatz, Wachtposten. Die Christengemeinde hielt mit Gebet und Opfer gleichsam eine Ehrenwache am Grabe des Märtyrers). Jetzt ist die Statio die Hauptfeier des Tages und wird noch heutzutage, wenn auch in einfacherer Form gehalten, und zahlreiche Besucher aller Nationen kommen jeden Tag in die von altersher, teilweise schon vor der Zeit Gregor des Großen bestimmte Kirche. Sie ist sinnreich geziert. Die Reliquien und Andenkengegenstände des Heiligen sind ausgestellt, vielleicht kann man neben der Kirche noch Überreste vom Hause, von Zimmern des Heiligen sehen . . . An diese altehrwürdigen Stätten der römischen Andacht muß sich im Geiste versetzen, wer die hl. Messen in der Fastenzeit verstehen will. Und er findet eine wechselreiche Fülle von herrlichen Vorbildern für das fromme, büßende Leben der Fastenzeit, er findet tägliche Fürsprecher um Gnade und Vergebung.

Alle Heiligen aber waren Nachahmer des gekreuzigten Herrn und Königs der Märtyrer, der schließlich allein aus den Täuschungen des Erdenlebens die Seinigen über den schmalen, rauhen Kreuzweg zur himmlischen Osterglorie geführt hat.

— d —

„Der furchtbare Ernst der Stunde fordert gebieterisch, daß wir dem Opfersinn der dämonisch unterbauten Welt mit der Leidenschaft und dem grenzenlosen Opfermut der Kinder Gottes antworten.“ (Fürstbischof Ignatius von Salzburg).



Fr. Hansstaengel, München

S. Kaulbach: „Und es wird ein Schwert
durch deine Seele dringen . . .“

Der katholische Missionspriester

Die Kerntruppe der katholischen Missionsarmee bildet der katholische Missionspriester.

Das katholische Priestertum ist die Seele, die Kraft, die Bürgschaft für den Erfolg des katholischen Missionswerkes.

Nur der katholische Missionspriester ist im vollen Sinne Missionar. Nur als Priester der katholischen Kirche kann der Missionar der Heidenwelt das Heil bringen, das sie mit Recht vom Christentum erwarten darf.

Mit Recht erwartete die Heidenwelt von der christlichen Religion eine Wahrheit ohne Fehl, eine Gnade ohne Abbruch und eine Leitung ohne Irren. Diese drei Dinge allein rechtfertigen die christliche Missionstätigkeit unter den Völkern und rechtfertigen deren Befehrung zum Christentum.

Dem, von Christus mit der Lehrgevalt, Regierungsgevalt und Hirtengevalt ausgerüsteten Priestertum seiner Kirche, hat Christus dann ausdrücklich das Weltapostolat übertragen.

„Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh. 20, 21).

„Gehet hin und lehret alle Völker. Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe“ (Matth. 28, 19—20).

Christus hat seinen Priestern die Völker anvertraut und er hat die Völker an seine Priester gewiesen.

Der Missionar ist der Botschafter Gottes, der Verkünder seines Evangeliums. Dieses Botschafteramt hat Christus dem Priestertum seiner Kirche anvertraut. Ohne Priestertum keine Lehrgevalt, ohne solche keine Lehrbefugnis, ohne Lehrbefugnis keine Missionierung.

Der Missionar ist der Beauftragte Gottes. Nur im Auftrage Gottes kann das Missionswerk ausgeübt werden. Nur als Bevollmächtigter

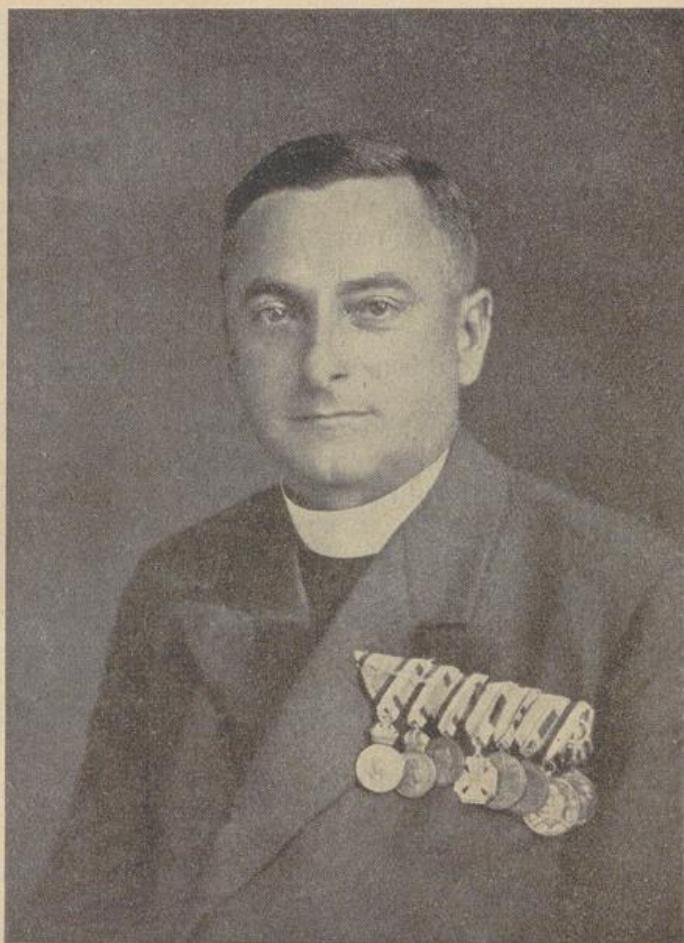


Nach der hl. Firmung auf einer Außenstation
Photo: Mariannhiller Mission

Gottes kann der Missionar den Heiden sagen: „Du mußt — du darfst nicht!“ Diese Sendungsgehalt hat Christus in seiner Kirche dem obersten Hirten, Petrus und seinem Nachfolger anvertraut.

Der Missionar ist der Führer zu Gott, der Seelensucher und Seelenretter im Dienste des guten Hirten. „Gott will, daß alle Menschen gerettet werden“ (1. Tim. 2, 4) und in ihm ihr ewiges Glück finden, ein Ziel, das unerreichbar für die menschliche Kraft ist.

Im katholischen Priestertum streckt der erbarmende Gott seine Hand der Heidenwelt entgegen, um sie aus allen inneren und äußeren Irrungen und Gefahren den rechten Weg zu führen.



Hochw. P. Fridolin Sudh CMM.
gebürtig aus Ottersbach, Steiermark,
reiste in die südafrikanische Mission

Die Zahl der Glaubensboten geht unter in der Masse der Heiden. Eine verhältnismäßig kleine Armee kämpft in unerschütterlicher Tapferkeit für Gottes Reich im Heidenland und Schritt für Schritt erkämpft sie Boden. Jahr für Jahr stellen sich edle und hochgemute Kämpfer und missionsbegeisterte Jugend eilt zu den Fahnen Christi.

Mehr Missionare! ruft der Heilige Vater, ruft die Kirche.

Wo kein Priester, da keine Mission.

Wo der katholische Missionspriester, da erstehen Altar und Tabernakel, da flammen auf die Opferkerzen, da erglüht das ewige Licht, da sprudelt die siebenfache Quelle der Sakramente.

Wo der katholische Missionspriester, da wird das Kind gesegnet, die Familie geheiligt, die Jungfräulichkeit geadeht, da wird dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Wo der katholische Missionar ist, da wird der Unwissende belehrt, der Trauernde getröstet, das geknickte Rohr aufgerichtet und der Sterbende gestärkt.

Wo der katholische Missionar, da ist der Heiland.

Komm, sei selber Missionar! Apostelwerk bringt Apostellohn.

Der katholische Hilfsmissionar

Missionsbrüder sind wertvollste Hilfe für das Missionswerk. Der Missionsbruder ist wirklich der helfende, stützende und ergänzende Bruder des Missionars. Seine vielseitige Tätigkeit ist Pionierdienst in der großen Missionsarmee. Sein ganzes Leben von Arbeit, Gebet und Opfer ist stilles Heldentum zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen. Auch er dient dem höchsten und göttlichsten der Werke, der Seelenrettung.

Ohne die hingebende Tätigkeit der Missionsbrüder würde die Arbeit der Missionspriester die größten Hemmnisse erfahren. Erst durch den Missionsbruder werden dem Missionar für den Seelendienst die Hände frei.

Der Missionsbruder trägt Sorge für das Zeitliche, für die materielle Arbeit, für Haus und Hof; er ergänzt den Missionar bei der Befehrsarbeit, beim Unterricht und bei der Erziehung. Durch den Missionsbruder verdoppeln sich in vieler Hinsicht die Kräfte des Missionars. Durch die Tätigkeit der Missionsbrüder wird der Bestand der Missionsstation in materieller Hinsicht gesichert, entstehen Kirchen, Schulen, Missionshäuser, wird der Eingeborene praktisch in die Arbeit, in den landwirtschaftlichen Betrieb, in die Handwerke und Künste eingeführt und auf diese Weise der Grundstein zu einem christlichen Erwerbsstand gelegt. Werkstatt und Schule, Haus und Hof, Feld und Wald sind die Arbeitsstätten des Missionsbruders.

Durch seine mannigfache Tätigkeit, besonders durch seine kulturelle Arbeit im Landbau und in der Werkstatt wird der Missionsbruder in vieler Hinsicht zum Pionier des Missionslandes. Seine Wege sind die Wege der christlichen Arbeit, der christlichen Kultur und Gesittung.

Eine Mission kann nie genug Missionsbrüder haben. Die Zahl der Missionsbrüder ist geringer, als man gemeinhin anzunehmen pflegt: rund 4500 für die gesamte Weltmission. Da kommen auf einzelne Gebiete nicht viel.

Der Beruf zum Missionsbruder ist eine ehrenvolle Auszeichnung, die Gott einem werktätigen Jungmann zuteil werden läßt. Der Missionsbruder hat Dienst und Stellung bei seinem Heiland. Der Weltheiland selbst schreibt ihm sein Wander- und Arbeitsbüchlein. Sein Beruf ist der Beruf zu St. Josephs-Diensten in der großen heiligen Familie Gottes.

Ordens- und Missionsbrüder-Kandidaten, Postulanten genannt, finden liebevolle Aufnahme. Die Bedingungen können von jedem christlichen, gesunden jungen Manne erfüllt werden. Das wichtigste ist körperliche und geistige Gesundheit, Lust und Liebe zur Mission und Fähigkeit, sich in das Gemeinschaftsleben einer Klosterfamilie einzufügen. Eine materielle Mitgift wird nicht verlangt, außer einer kleinen, notwendigen Aussteuer, die zu beschaffen keinem schwer fällt. Das Alter sollte nicht unter 16 Jahren und nicht über 35 Jahren sein. Die notwendigen Aufschlüsse erhält der Bewerber von der Leitung des betreffenden Klosters auf Anfrage gerne mitgeteilt.

Die Mariannhiller Mission bittet freundlichst alle Freunde und Gönner sowie den hochwürdigen Seelsorgsklerus, geeignete Kandidaten auf unsere Missionshäuser aufmerksam zu machen, bezw. solchen behilflich zu sein.



Holländisches Kleriker-Noviziat St. Paul
Photo: St. Paul, Walbeck

Mögen doch viele Jungmänner in die Fußstapfen des großen P. Franz Pfanner treten, um mit dem gleichen Feuereifer, wie er in der von ihm gegründeten Missionsgesellschaft für die Missionierung der armen Heiden Südafrikas zu wirken.

Missionsbegeisterte Knaben und Jungmänner, welche Missionspriester in der Mariannhiller Missionskongregation werden wollen, wenden sich an die H. H. Direktoren der Missionsseminare:

Mohsianum, Lohr a. Main, Unterfranken (von 11 Jahren an und Gymnasiasten)

St. Bonifatius, Schurgast, Ober-Schlesien (von 14—20 Jahren)

St. Joseph, Reimlingen, Schwaben (von 12—20 Jahren)

St. Paul, Walbeck, Geldern-Land, Rhld. (von 12—20 Jahren)

St. Josef, Altdorf, Kt. Uri, Schweiz (von 12—20 Jahren)

St. Georgen a. Längsee, Kärnten (von 13—20 Jahren).

Werttätige Knaben und Jungmänner, welche im Laienstande als Bruder-Missionar der Mission dienen wollen, wenden sich an die H. H. P. Superioren der Missionshäuser:

St. Paul, Walbeck, Geldern-Land, Rheinland,

St. Joseph, Reimlingen, Schwaben,

St. Josef, Altdorf, Kt. Uri (Schweiz)

St. Georgen a. Längsee, Kärnten,

St. Maria-Anna-Höhe, Gallneukirchen, O.-Österr.

Aufgenommen werden Kandidaten von 14 bis 35 Jahren.

Zeige uns dein Reich!

38.

Wer aus gemessener Entfernung ruhigen Blickes die Vorgänge in der heutigen Welt wie von einem Berge aus überblickt, gewahrt die ständige Entwicklung zweier Reiche und ihren ungeheueren — Unterschied. Zur Rechten Gottes Reich, ganz Wahrheit, Licht, Leben und Friede! Zur linken Satans Reich, ganz Lüge, Finsternis, Tod und Kriegsgreuel. Das positive Christkönigreich, herrlich und unbegrenzt nach allen Richtungen und das negative Rebellenreich, eigentlich kein Reich, sondern das Chaos der Unordnung, des Widerspruches und des ewigen Unfriedens. Nur nach dieser Richtung, nämlich in der endlosen Unglücksdauer, ist es unbegrenzt. Nach allen anderen Richtungen aber die Enge der Ohnmacht in selbstgeschmiedeten Ketten der Gefangenschaft . . .

Das Gottesreich Christi verlangt vom Menschen für einen Augenblick demütigen Gehorsam, weise Selbstbestimmung und treuen Dienst. Dafür gibt es ewige Freiheit, königliche Herrlichkeit, unermesslichen Lohn!

Die Tyrannenherrschaft Satans läßt dem Menschen einen Augenblick falsche Freiheit, willkürliche Selbstbestimmung und betrügerischen Scheingenuß. Dafür stürzt sie ihn für immer in den Kerker der ewigen Dual. Auf keinen Fall dauert sein vermeintliches Glücksreich länger als einige Jahrzehnte — und auch diese sind voll Enttäuschung und Bitterkeit . . .

Die Kinder des Reiches Gottes aber leiden zwar im Diesseits, jedoch in seliger Hoffnung, in innerem Frieden und mit wahrer Freude! Sogar der Tod nimmt ihnen nichts, sondern bringt und gibt ihnen alles! Denn an Gott glauben und Gott lieben heißt so viel als mit dem ewigen Leben, der immerwährenden Freude und dem unendlichen Glücke verbunden sein.

Die Gottlosen wissen wahrlich nicht was sie tun und wissen sie sich selbst berauben im Stolge ihres Unglaubens und Gotteshasses. Ihr Verführer und Todfeind zeigt ihnen nicht das Reich ihrer Zukunft, sondern nur die Fata Morgana der Wüste des Todes.

Wir aber folgen dem Lichte des Reiches Christi, dem Beispiele, der Lehre und den großen Verheißungen unseres Königs auf dem glorreichen Kreuzwege der katholischen Kirche zur Auferstehung und zum ewigen Leben!

tauben Ohren predigte, so nahm er sein Weihwasserfläschchen und hielt es über den Kopf des sterbenden Kindes, um es zu taufen.

Da schlug ein Bursche mit seinem Stock nach dem Fläschchen, zertrümmerte es, so daß das Wasser allüberall in der Hütte umherspritzte. Der Bruder behielt aber seine Geistesgegenwart. Er sah etwas Wasser in seiner hohlen Hand, goß es über das Haupt des Kindes und sagte: Josef, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes, und Punktum, pelile indaba.

Nachdem der erste Schrecken vorbei war, fragten die Heiden, was es mit dem Punktum und pelile indaba sei. — Unser Bruder, voll des hl. Geistes und voll Freude, daß er eine Seele gerettet habe — das Kind ist bald darauf gestorben — fängt den Heiden zu predigen an über den Tod, Himmel und Hölle und Weltende, bis die Heiden ihm Stillschweigen geboten. Aber unser Bruder, die günstige Gelegenheit ausnützend, hörte nicht auf zu reden, wie einst St. Stephanus, der Erzmartyrer. St. Stephanus wurde von der aufgeregten Menge gesteinigt. Unseren Bruder aber, da er zu predigen nicht aufhörte, nahmen die Heiden fest, stellten ihn an einen Tragpfosten der Hütte, banden seine Hände fest und bearbeiteten ihn mit Stöcken, bis er schwieg und versprach, niemals mehr hierherzukommen und dann mußte er sagen: Punktum — pelile indaba d. h. die Sache ist zu Ende.

So war es in den Anfängen Mariannhills. Heutzutage aber will alles lernen, die Schulen sind überfüllt und alles will getauft werden.

Der Wellblechwassertank, ein wichtiger Faktor im Landschaftsbild von Rhodesia

Da hier zu Lande kann man sich ein Haus fast nicht ohne dieses wichtigste aller Möbel denken, nämlich dem Wellblechwassertank. Das Wasser ist eben ein Haupt-Faktor zum Leben und wie wichtig er ist, das lernt man erst in einer regenarmen Gegend kennen. Wenn der Regen so selten ist, wie bei uns in Rhodesia, muß jeder danach trachten, so viel als möglich von diesem kostbaren Naß für die lange Trockenzeit aufzuspeichern.

Nun aber ist es eine Tatsache, daß es nicht so leicht ist, das Wasser aufzubewahren; denn man weiß, daß das Wasser jedes Löchlein findet, um auszukniesen. So ist auch klar, daß diese Wellblechwassertanks nur auf einige Jahre ihrem eigentlichen Zwecke dienen können, denn gar bald sind sie nicht mehr dicht und vielfach nützt bei einem alten Tank alles Nöten nichts mehr.

Ich will nur die Geschichte von einem einzigen solchen abgebauten Wassertank erzählen hier von St. Patrick. Das wird Beweis genug sein für die außerordentliche Verwendungsmöglichkeit eines solchen.

Zuerst diente er dem zweiten Werte der leiblichen Barmherzigkeit, das bekanntermaßen heißt: Die Durstigen tränken. Daß das eine sehr große Aufgabe ist, versteht man nur in einem so heißen und trockenen Klima, wie wir es in Rhodesia haben. Ich will mich aber darüber nicht weiter verbreiten, denn uns interessiert jetzt nicht der Wassertank in Dienst, sondern der abgebaute Wassertank. Dieser Tank in St. Patrick war schon abge-

haut, als ich nach St. Patrick's kam. Soviel mir von anderen berichtet wurde, fand er einmal seine Verwendung als Schlafzimmer des Hausburschen des Missionars. So muß man fast sagen, daß er durch den Abbau als Wassertank sogar eine Beförderung erfahren hat. Beherbergte er als eigentlicher Wassertank nur den leblosen Stoff, das Wasser, so beherbergte er jetzt den Herrn der Schöpfung selbst, den Menschen, wenn auch nur für die Stunden seiner Ruhe. Als ich nach St. Patrick kam, war er als Holzkammer in Verwendung. Er hat also da wiederum eine Herabsetzung seiner Würde erfahren, vom Herrn der Schöpfung zum leblosen Stoff. Eines schönen Tages aber entdeckte ich, daß ein Eingeborener, der bei uns wohnte, ohne mein Wissen noch eine andere Verwendung für den abgebauten Tank gefunden hatte, denn er benützte ihn als Badezimmer. Somit trat er wieder in nähere Beziehung zum Herrn der Schöpfung. Diese Badezimmergeschichte war aber gerade nicht zu gut getroffen. Das Wasser konnte im Tank, der keine Fenster hatte, nur schwer verdunsten und so blieb er fast immer feucht.

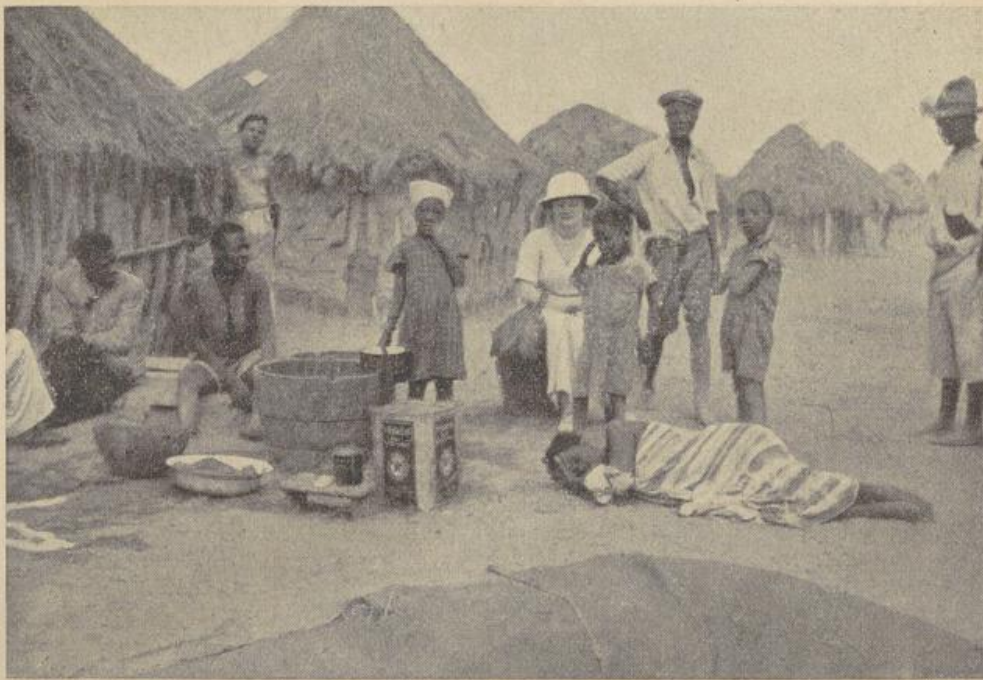
So dauerte diese Verwendungsart nicht lange und man hatte bald eine bessere dafür gefunden. Durch das Entgegenkommen der St. Peter-Claver-Gesellschaft hat der Missionar von St. Patrick ein Missionspferdchen bekommen, nämlich ein deutsches D. K. W.-Motorrad. Wenn nun auch dieses Stahlpferdchen keine besondere Pflege in Anspruch nahm, und auch kein Futter brauchte wenn es daheim stand, aber einen Stall brauchte es doch. Da war nun die Garage des alten Autos, das wir verkauft hatten, weil für die Mission die Erhaltungs- und Betriebskosten zu hoch kamen. Nun aber war dieser Stall doch fast ein wenig zu groß für das bescheidene Stahlpferdchen. Dazu hatte die alte Garage zu der Zeit gerade eine andere Verwendung. Sie diente als Schreinerwerkstätte und Schlafraum für Eingeborene-Burschen. Man versuchte es in der großen Halle, wo sich das Pferdchen mit einer bescheidenen Ecke begnügte. Aber auch das war nicht befriedigend. Da kam man endlich auf den besten Gedanken zur Unterbringung des Motorrades. Man baute den alten Wassertank zur Garage um. Der Durchmesser ließ gerade genug Platz für das Motorrad. Die Tür war aber nicht breit genug. Das ließ sich jedoch leicht machen und so war in Bälde eine ausgezeichnete und hoch originelle Garage für das feine deutsche Rad fertig.

Klingt diese Vielseitigkeit eines abgebauten Wassertanks nicht wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht? Und doch ist es kein Märchen und ich weiß nicht, zu welchen Zwecken er vielleicht noch einmal verwendet werden mag. Aber trotz aller Originalität dürfte es sich für die Leser wohl kaum rentieren, eigens deshalb nach Bulaiwaho zu kommen, um dieses neuzeitliche Weltwunder sich anzusehen.

St. Jakob im Urwald

Die Urwälder Afrikas bedecken noch einen guten Teil seiner riesigen Oberfläche. Zentralafrika und das Kongogebiet sind am reichsten an der urwüchsigsten Pracht üppiger Vegetation. Da konzentriert sich gleichsam die große und kleine Pflanzenwelt zum Ersatz für die unermessliche Leere der Wüsten im dunklen Erdteil.

Südafrika hält ungefähr die Mitte ein zwischen der Grünfülle in den



Frau Dr. Krause im Kreise ihrer Pfleglinge

Photo: Dr. Krause, Lobito

feuchten Tropenzonen und den trockenen Sandeinoöden. Seine spärlichen Urwälder beschränken sich auf einzelne günstige Gegenden. Solche von respektabler Ausdehnung, wie z. B. bei Knysna in der Kapprovinz gibt es wenige. Umso wertvoller die Bestände mittlerer und kleinen Umfanges in verschiedensten Größen zwischen 3 bis 3000 acres in der Kolonie, in Natal und Zululand. Hier sind die Südwestabhänge der Höhenzüge vielfach noch mit dem schönsten Landschmuck bekleidet. Die Nord- und Ostseiten der Berge hingegen liegen den sengenden Sonnenstrahlen meistens fahl gegenüber. Im Mariannhiller Missionsgebiete finden sich manche prachtvolle Urwaldspartien. So z. B. der Hlatikulu (großer Wald) bei Ratschitz in Nordnatal und die echten Urbestände in der Gegend von Lourdes in East-Oriqualand sowie die Umgebung von Donnybrook bei Revelaer.

Unser fünftes „Missionsort der Königin der Apostel“ hat zwar nur einen recht bescheidenen Urwald als nächsten Nachbarn. Aber keine volle Stunde entfernt liegt einer der holzreichsten in der Provinz. Die Missionierung jener Gegend begann vor beinahe 40 Jahren. Zuerst wurden einige Strohütten am kleinen Urwald errichtet und ein Bruder widmete sich den Vorarbeiten. Hier fand er das nötige Bau- und Brennmaterial und herrliches Quellwasser von den steilen Bergen. Monatlich kam ein Priester vom entfernten Hauptort und feierte die heilige Messe an dem einsamen Platz. Die übrigen Sonntage mußte der Bruder den mühsamen Ritt über die hohe Bergkette zur „Königin der Apostel“ machen. Diesen Weg durch zerklüftete Landschaft hatte auch der Schreiber dieser Missionsstizzen später oftmals zu nehmen. Manches Erzählenswerte knüpft sich daran, wovon einige Fortsetzungen berichten werden.

Der obige Pionierbruder und Mitbegründer von St. Jakob kam einst



Frau Dr. Krause mit zwei schwarzen Frauen
Photo: Dr. Krause, Lobito

am 6. Januar abends, dem Feste der heiligen Drei Könige zur Hauptstation. Eben wurde zum Abschluß des Tages feierlicher Sakramentssegnen gespendet. Nach demselben sprach der Besucher seine Freude darüber aus, daß er „schon am Vorabend einen heiligen Segen empfangen habe und morgen dann alle Feierlichkeiten mitmachen kann.“ „Wie, morgen? Das Fest ist doch heute gewesen!“ antwortete man ihm. Nun ging dem guten Dreikönigsgaste ein spätes Licht auf. Er besaß auf seinem verlassenen Vorposten keinen Kalender und hatte sich um einen Tag — verrechnet!

Im nächsten Jahre baute der Missionsgründer von St. Jakob aus selbstgemachten Ziegeln eine etwas bessere Notkapelle. Der Farmbruder griff auch zu Hammer und Kelle und probierte des Baumeisters Kunst. Wurden die Linien auch nicht schnurgerade, so steht der Erstlingsbau doch heute noch nach vielen Jahren und dient jetzt als Schule der Eingeborenen. Der hiesige Zulu-Volkszweig ist von extra gutmütiger, sanfter Natur; freilich auch mehr phlegmatisch als strebsam. Also Hindernisse und Vorteile für Kultur und Mission überall. Im allgemeinen zählt dieses Völkchen zum „besseren Material“. Es half nun seit bald vier Jahrzehnten zum allmählichen Aufbau des Missionsorts von St. Jago de Compostella.

Ich durfte des öfteren mein Scherflein dazu beitragen. Als der Maurer sein Werk an der genannten zweiten Notkapelle getan, holte er mich eines Sonntags nachmittags über die Berge in sein Missionsparadies. Es war im Oktober, die Sonne war nicht mehr weit vom Untergange und überdies war ein Gewitter im Anzuge. Wir erklimmen zu Pferd den steilen Bergrücken, wo sich gänzlich unbewohnte Paddocks (Viehweiden) stundenweit ausdehnen. Hier überfiel uns das Unwetter mit Regengüssen und Hagelschauern samt abendlicher Dunkelheit. Dennoch hieß es, den nicht ungefährlichen Abstieg auf schmalen, schlüpfrigen Pfaden neben

tiefe Abhängen zu finden und zu wagen. Ein Übernachten im durchnächsten Zustande hätte Gesundheit und Leben aufs Spiel gesetzt. Schon mancher hatte sich hier im Nebel verirrt und mußte in der menschenleeren Bergwildnis obdachlos den Morgen abwarten. Dazu spürten wir keine Lust sondern arbeiteten uns, das Pferd am Zügel führend, durch Morast und Finsternis zutale.

In später Nacht gelangten wir trotz allem glücklich, wenn auch hungrig und todmüde, in unsere Lehmhütten am Urwald. Der gute Bruder probierte gleichwohl noch seine Kochkunst in der mehr als provisorischen Küche. Sie lieferte einen leidlich trinkbaren Kaffee und — ob der brotlosen Anfangsperiode — einen Pfannkuchen, dessen lederne Beschaffenheit zwar heute verdaut, aber (nach 38 Jahren) noch nicht vergessen ist. Es war ja das Antritts-Essen beim ersten Besuche in St. Jakob!

Die nächsten Tage ging es an den Ausbau und die Einrichtung der werdenden Kapelle. Denn ein Neugeweihter der Mariannhiller Mission wurde für diese entlegene Gegend erwartet. Mit ihm zog dann der Gute Hirt im heiligsten Sakramente in den Neubau ein. Fortan mühten sich beide um die weitzerstreuten Schäflein in der Bergwelt. Es entstand allmählich eine kleine Gemeinde von Jüngstbefehrten. Missionschwestern zogen in zwei weitere Nothütten ein und es kam Leben auf den einsamen Platz am immergrünen Urwald. Der Missionar ging mit vollem Jugendeifer an seine Aufgabe, starb indessen leider schon nach kurzer Zeit als Opfer des Berufes. Unter seinem Nachfolger wuchs die Zahl der Gewonnenen derart, daß die zweite Nothkapelle bald zu klein wurde. In den sieben Jahren hatte sie manchen Besucher gesehen, u. a. auch einen Jesuitenpater, der dem Missionspersonal Exerzitien hielt. Ihm gefiel das arme, doch ungemein zur Andacht stimmende Oratorium so sehr, daß er sich kaum von ihm trennen konnte. Nicht weniger bleibt es den Missionspionieren unvergeßlich. Hier vollzogen sich ja die ersten Gnadenereignisse der werdenden Mission. Die ersten öffentlichen Gottesdienste, Katechesen und Predigten. Die ersten Taufen, Beichten und Kommunionen der bekehrten Afrikaner. Die Sonn- und Festtagsfeiern der Weißen und Schwarzen. Die täglichen Gnadenstunden am Morgen und Abend mit allen Erlebnissen wunderbarer Stärkung in den Opfern und Mühen des Ordens- und Missionsberufes. Was ein einziges kleines Heiligtum im Heidenlande nach wenigen Jahren des Bestehens alles erzählen könnte! Das Meiste bleibt den Enthüllungen der Ewigkeit vorbehalten!

Neun Jahre nach dem Beginn der hiesigen Missionsarbeit kam es also zum Bau eines eigentlichen Kirchleins für die Dauer. Eines Tages erhielt ich von Mariannhill den Auftrag, meinen Teil zum Werke beizutragen. Es war Ende Januar, mitten im südafrikanischen Hochsommer. Um die große Hitze zu vermeiden, machte ich den fünfstündigen Kletterritt über die Bergfette bei Vollmondschein während der Nacht. Mit dem pfadefundigen langen Sim und einem gemüthlichen Polizeipferd durfte ich das Wagnis unternehmen. In der unbewohnten Einöde führen Irrpfade nach allen Richtungen, von den Viehherden ausgetreten. Wehe, wenn Sturm und Wolkenmassen die Reisenden überfallen. Bald wissen sie nicht mehr, wo sie sind oder laufen Gefahr, über die schroffen Felsenmauern abzustürzen. Wir drei Nachtwandler hatten jedoch Glück. Die große Mondlaterne leuchtete klar voran und noch vor Tagesgrauen war ich am Bauplätze von Neu-St. Jakob!

Mit Neuchristen und Katechumenen ging es dann im Februar flott an die Arbeit. Die Bauart des fünften Missionsforts war von den früheren wiederum ganz verschieden. Die sehr steinreiche Umgebung lieferte feste, mit Zement verkittete Fundamente, der kaum eine Viertelstunde entfernte Wald Holz und Gerüste. Das nächste Seitental gute Lehmziegel. Mariannhill aber Blech und andere Materialien. Die Wände bestanden aus gezimmertem Holzrahmen, der auf die soliden Fundamente geschraubt, außen mit Wellblech beschlagen und innen mit an der Afrikasonne wohlgedörrten Ziegeln ausgemauert wurde. Darüber kam dann noch das verankerte Dach zum Teil aus Selbholz vom Urwald und starkem Wellblech. Solche Bauten halten afrikanische Stürme aus und sind verhältnismäßig am billigsten. Die Arbeit geht rasch vonstatten und kann doch gegen 100 Jahre Dienst tun, wenn nicht etwa die Termiten das Holzwerk zerstören. Von diesen Feinden ist die Gegend nicht ganz frei. Am liebsten fallen sie über weiches, europäisches Bauholz her, während das afrikanische eher verschont bleibt. Ein doppelter Anstrich von Holzschutz-Präparaten rettet den Bau für lange Dauer. Die weiße Ameise fehlt nur in den kältesten Gegenden unseres Missionsgebietes. Dort leben aber zuweilen geflügelte Holzfreßer anderer Art. Die berühmten Bohrkäfer haben es mit Vorliebe auf das einheimische Selbholz abgesehen. Zu Sommerszeiten durchlöchern sie Dachstühle und offenes Lattenwerk mit unzähligen Bohrneßtern, ihren Schlupfwinkeln.

Im Monat März ging es an die innere Verschönerung der St. Jakobskapelle. Sie erhielt einen Dauer-Fußboden vom nahen Flusse. Das Dachwerk eine gestrichene Verschalung und der ganze Bau genügend viele Fenster, wie es in Afrika doppelt not tut. Wer jemals eine Negerversammlung besucht hat, weiß, warum! Für den Priester wurde eine kleine Sakristei eingerichtet. Für die Missionschwestern ein Nebenraum angebaut mit Glockenstuhl im Freien. Als wir die ziemlich schwere Glocke vom bisherigen Stangengerüst der alten Kapelle zum neuen Standorte brachten, setzte mir der schwarze Gehilfe den scharfen Rand der Glocke just auf die große Zehe. Die ganze Zehespitze samt dem Nagel trennten sich los und hingen in der Luft. Um ganze Operation zu machen, ergriff ich sogleich das Stemmeisen mit Hammer und hieb den schwebenden Teil ab. Das war noch nicht so schlimm als ein Zulu in der Nachbarschaft es gemacht hat. Seine sechste Zehe fand im Schuh nicht Platz und so hackte er sie einfach mit dem Beil ab.

Im April fügten wir an die Eingangsseite der Missionskapelle eine Veranda und auf die Spitze des Daches stellten wir ein Türmchen mit Kreuz. Damit bekam die ganze Station ein „katholisches Gesicht“, wozu auch der kleine Friedhof seinen Teil beitrug. Kirchen aus Holz und Blech bieten zwar keinen besonders würdigen Anblick und werden zuweilen „Kulibauten“ genannt. Für die Eingeborenen-Mission bedeuten sie trotzdem einen bedeutenden Fortschritt und können im Bedarfsfalle leichter den Standort wechseln. Starkes Blech hält im Oberlande ein Menschenleben aus, bevor es rostet. An der Meeresküste freilich nicht die halbe Zeit, denn die Seeluft zerfrisst auch galvanisiertes Eisen. Hier aber sind wir über 200 Kilometer vom Ozean entfernt, somit in salzfreier Atmosphäre. Unsere Blechkapelle steht nun bald volle 30 Jahre und könnte eine ganze Lebensgeschichte erzählen. Die Mission hat sich verhältnismäßig gut entwickelt.

Anfangs Mai konnte die feierliche Einweihung von St. Jakob durch den

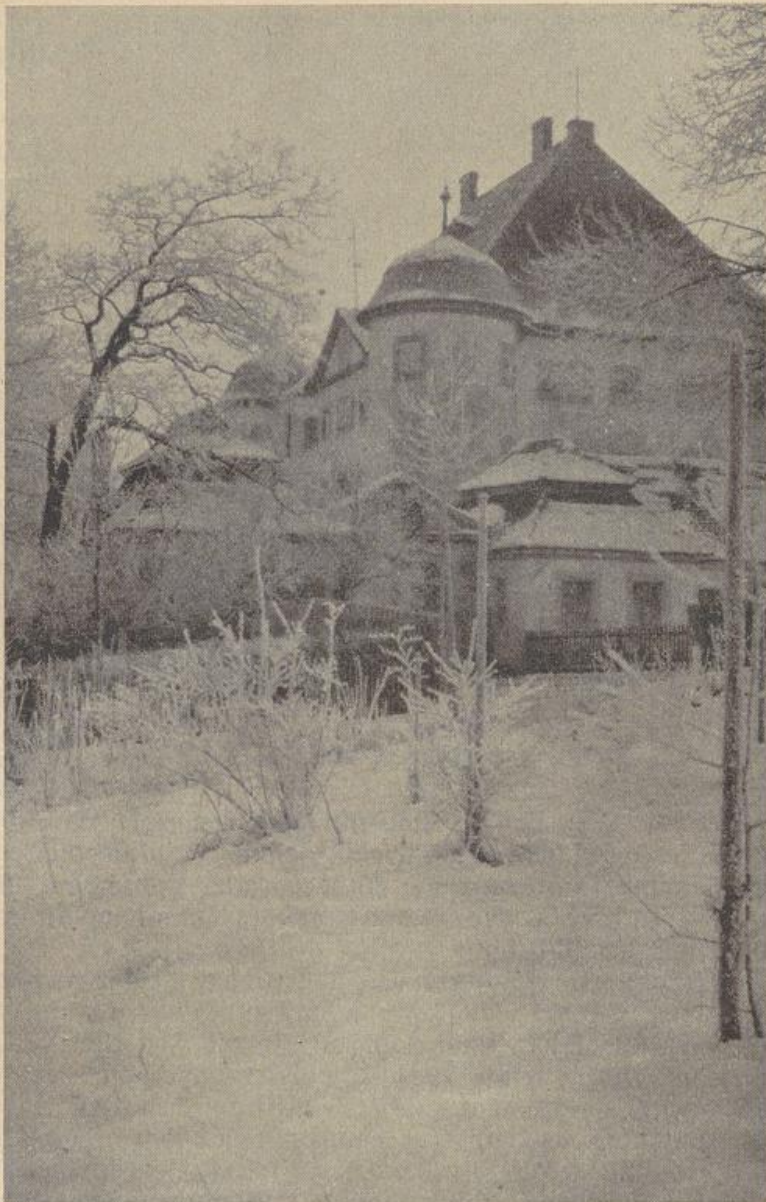
Administrator von Mariannhill stattfinden. Missionare, Sänger und Schulen von den benachbarten Stationen nahmen daran teil.

Der Name St. Jakob erinnert an das weltbekannte Nationalheiligtum San Jaco de Compostella in Spanien. —

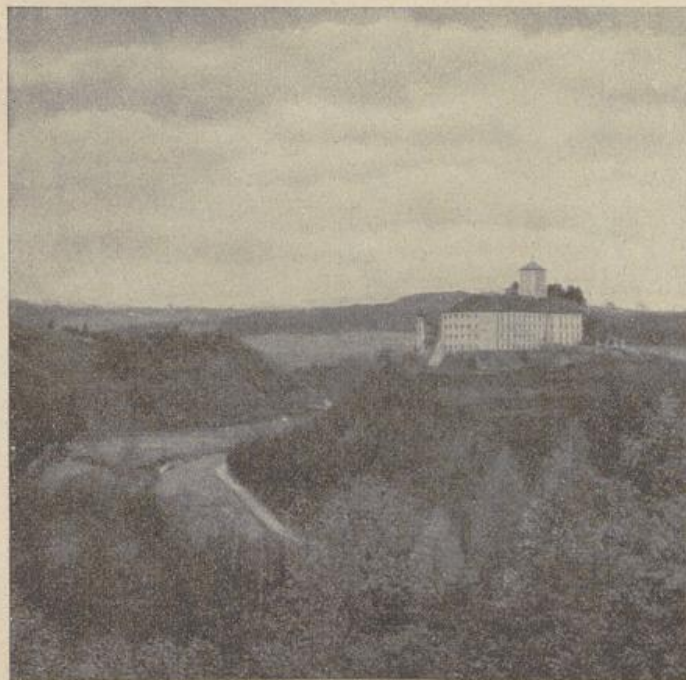
Mit freudigem Jubel u. dankerfllestem Herzen nehmen es die Schwarzen auf, was entartete, ehemalige Christen des Abendlandes mit beiden Händen hinwegwerfen. Die kndlichen u. keineswegs beschränkten Seelen können es gar nicht verstehen, noch weniger aber dies glauben

und fassen, daß in zivilisierten Ländern dergleichen geschieht. „Die Kirchen sind doch Wohltat und Ehre für das Volk und dem Lande zur Zier, warum sie denn zerstören? Es geschieht so viel Gutes darin; wie froh wäre Afrika, sie zu besitzen!“

Statten wir nun auch dem Urwald einen kurzen Besuch ab. Die süd-afrikanischen Urparzellen halten zwar mit den tropischen Riesenwldern keinen Vergleich aus, bieten jedoch ihre besonderen Eigenheiten und Reize. Das Klima hat hier Ähnlichkeit mit jenem von Süddeutschland oder Norditalien. Man muß unsere Wälder selbst gesehen und durchstreift haben um sich ein richtiges Bild davon zu machen. Da wohnt uraltes und



Kleriker-Noviziatshaus St. Joseph, Reimlingen
Photo: Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen



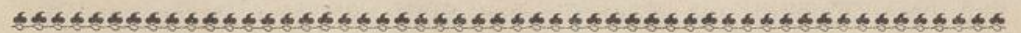
Missionshaus Maria-Anna-Höhe
Photo: P. Willehad, Würzburg

frischgeborenes Pflanzenleben unter einem Schattendache. Es wuchert nicht in solcher Überfülle wie in Asien und Amerika, bringt aber mehr Dauerleistungen hervor. Und mächtige Stämme, die ein halbes Jahrtausend stehen. Nuzhölzer von hohem Wert, wie Europa sie nicht kennt. Die hiesige kleine Parzelle enthält allerdings nur noch geringe Reste davon.

Das Brauchbare wurde in den 40 Jahren abgeholzt und der Nachwuchs kommt äußerst langsam hoch.

Doch besitzt Südafrika im allgemeinen noch wertvolle Bestände an unverweslichem Sneeziwood, feinste Stinkwoodsorten, massive Selbholzstämmen für Bau- und Möbelzwecke, brauchbare Wagnerhölzer und eine ganze Reihe von Baum- und Straucharten, die sonst nirgends auf der Welt heimisch sind.

Wucherndes Rankwerk von gestern auf heute, reich mit Dornen jeden Kalibers gespickt, fehlt auch in unsern Wäldern nicht. Ebenso Unmassen niederer Gewächse, kaum lohnend, sie als Feuerholz zu sammeln. Darum ist eine Durchquerung des Urwaldes außerhalb der leidlich gebahnten Pfade fast ebenso unmöglich wie in tropischen Ländern. Aberdies bedeckt die Waldung gewöhnlich stets nur Bergabhänge, höchst selten eine Ebene. Diese Abhänge sind in der Regel mit Felsentrümmern und Inhangane-Blöcken durchsetzt. Kaum, daß des Menschen Fuß eine gangbare Gasse findet. Fuhrwerke ausgeschlossen. Im Urwald bei Donnybrook hat die Regierung arbeitslosen Burenfamilien Beschäftigung gegeben. Mit unsäglichem Mühen legten sie in Jahresfrist zwei fahrbare Waldwege um den zerklüfteten Abhang. (Schluß folgt).



Wo sich irgend einmal der Blick in neue, bisher unbekannte Länder öffnete, oder neue Wege sich bahnten zu fremden Völkern, da sah man alsbald auch die Missionare der Kirche zur Stelle, von Jesu Auftrag getrieben, von Jesu Liebe entflammt; ja oft bahnten sie selbst erst die Wege, um ihren Eifer für die Seelen zu betätigen, weil „eine Notwendigkeit auf ihnen lag.“

E. Wolpert.



Eine Nacht in der Hängematte

Von P. Solanus Petered CMM.

„Schaut einmal diese Dickbäuche und Langbeine an, wie sie sich in ihren Hängematten schaukeln, rauchen, lesen und sich des Lebens freuen!“ So rief einer aus unserer Gesellschaft, als wir anno 1890 mit dem Dampfer „Wariviri“ nach Durban fuhren, um uns in Mariannhill dem Abt Franz Pfanner vorzustellen und um Aufnahme in sein so berühmtes Trappisten-Kloster zu bitten. Mir schien dieses Schaukeln in den Hängematten ganz famos zu sein und ich dachte an meine Kindheit zurück, wo ich mein kleines Schwesterchen in der großen Holzwiege auch zu schaukeln hatte. Je mehr das Ding schrie, desto mehr und toller schaukelte ich, bis die ganze Geschichte umkippte und das Geschrei nun noch größer wurde. Dann bekam ich Prügel und schrie auch mit. —

Später, 20 Jahre nach meiner Ankunft in Mariannhill, war ich Missionar in Himmelberg. Da kam eines Tages ein Krankenruf zum Fuße des Umtwalumi-Berges. Diese Tour war zu weit entfernt, als daß ich am selben Tage wieder hätte heimreisen können. Ich mußte also dort in einer Kaffernhütte übernachten.

Da war aber guter Rat teuer, denn der Kaffer kennt keine Bettstelle und schläft nachts auf dem Boden. Er wickelt sich ganz in seine Decke ein und legt sich dann auf eine, am Boden ausgebreitete Strohmatte hin. Als Kopfkissen benutzt er ein kurzes aber dickes Stück Holz oder einen niederen Sitzschemel. Der Kaffer hat einen sehr harten Schädelknochen. Man erzählt scherzweise, daß irgendwo ein Kaffer und ein Ochse mit den Schädeln gegeneinander rannten. Der Ochse blieb tot am Boden liegen, während der Kaffer nur eine kleine Verletzung am Kopfe davon getragen hatte.

Dann spielt auch das Ungeziefer in der Kaffernhütte eine große Rolle. Es sind die Schivaben, die zu Hunderten in dem Strohdach nisten und des Nachts an den vier Wänden herabkommen, nach Nahrung suchen, den Schlafenden überrumpeln und auch anbeißen.



Mariannhiller Superiorenkonferenz
auf Kloster Maria-Anna-Höhe
Photo: P. Willshad, Würzburg

Da war guter Rat teuer. Auf welche Weise sollte ich da die Nacht bei solchen Umständen in der heidnischen Hütte zubringen? Da fielen mir die Hängematten auf dem Ozeandampfer „Warivirk“ ein, die mir damals auf der Fahrt nach Mariannhill so ideal vorkamen. Schnell wurde eine besorgt, aufs Pferd gepackt und frohen Mutes zog ich hinaus zum Umtwalumi-Berg. Im Laufe des Nachmittags kam ich dort an. Die religiöse Angelegenheit wurde gut abgeschlossen und dann bezog ich die für mich freigemachte Kaffernhütte.

Hier betete ich mein Brevier und nahm mein Nachtmahl ein. Es war Winterzeit und kalt. So machte man in die Hütte ein Feuer. Damit dasselbe die ganze Nacht hindurch brenne, legte man einen trockenen, stark angefaulten Baumstamm hinein, der einen gewaltigen Rauch entwickelte. Dann wünschte man mir eine gute Nacht und ließ mich allein.

Nachdem ich mein Nachtgebet verrichtet hatte, fing ich an, die hoffnungsvolle Hängematte an zwei Pfosten anzubinden und legte mich dann hinein. Nun ging das Schaukeln los und was ich auf dem Schiff für famos hielt, fand ich für ganz unausstehlich. Bei jeder Rührung und Leibesbewegung ging das Schaukeln los, das mich schließlich ganz böse machte. Aber noch schlimmer und quälender war der Rauch von dem glimmenden Baumstamm. Die Kaffernhütte hat kein Fenster und das Dachstroh ist in der Mitte des Daches bis sechs Fuß dick und so kann der Rauch, der sich oben lagert, nur sehr schwer durch diese dicke Schicht entweichen. In diesem Qualm müßte ich ersticken. So schlüpfte ich aus der Hängematte heraus und rief nach Rettung und Entfernung des Feuers, was auch geschah. —

Nachdem das Volk und das Feuer weg war, schlüpfte ich zum zweiten Mal in mein Nest hinein und glaubte schon, daß es jetzt gut wird.

Etwas habe ich zwar schon geschlafen, aber bald fühlte ich die Kälte über mir, unter mir und rechts und links von mir; überall kalte Luft. Ich krümmte mich zusammen, zog die Decke über den Mund und über die Ohren, preßte die Arme an den Leib, aber alles war umsonst.

Die Kälte wurde so groß, daß ich es vorzog, die verfluchte Hängematte zu verlassen, um mich auf den Boden an die



Hauskapelle von Maria-Anna-Höhe
Photo: P. Willehad, Würzburg

Wand kauern, die Ellenbogen an die Knie zu stemmen, den Kopf mit den Handflächen zu stützen und so den frühen Morgen zu erwarten.

Die Insassen nochmals zu wecken und zu bitten, mir in der Hütte Feuer zu machen, schämte ich mich, zumal sie mir gesagt hatten, daß es in der Nacht ohne Herdfeuer zu kalt sein werde. —

Nun als dritte Plage kamen jetzt die Schwaben, um nach Nahrung zu suchen und mir etwas Blut abzusapfen. — Aber denen

habe ich mit der Faust heimgesucht. Es war gut, daß ich in der Welt das Fluchen nicht gelernt hatte und jetzt ein Missionar, Ordensmann und Priester bin, sonst hätte es jetzt gewaltig gestunken unter diesen unverschämten Schwaben da. —

Als ich dann wieder glücklich heimkam, warf ich die Hängematte in den Winkel und sagte: „Das erste- und letztemal, niemals mehr eine Hängematte!“



Inneres der Klosterkirche von St. Georgen a. Längsee
Photo: P. Willehad, Würzburg

Gottes Wege

Kam da unlängst eine Heidin auf unsere Station, um getauft zu werden. Es müsse aber bald sein, denn sie sei ihrem Manne davongelaufen, sagte sie, weil er sie immer mißhandle und er habe erklärt, er werde sie umbringen, sobald er sie wieder erwische. Ihr Körper war voll schwerer Beulen und Narben. Schon der Vater ihres Mannes sei aufgehängt worden, weil er die Mutter ihres Mannes einfach abgewürgt hätte. Der Mann habe damals als Knabe zugeesehen und drohe ihr auch damit. Auch eine Mitfrau habe er so roh behandelt, beide seien davon gelaufen, sie aber wolle in keinem Falle mehr zurück, denn sie wisse, daß es ihr Tod sei. Das Weib bekam Unterricht und Arbeit und zeigte sich schon verhältnismäßig gut unterrichtet. Da tauchte plötzlich ihr Mann auf, bekam sie aber nicht zu Gesicht, weil sie sich in einem Keller verkroch. Der Mann verschwand, die Frau aber verlangte dringender nach der Taufe und erkrankte



Die Popafälle des Otawango

Photo: Dr. Krause, Lobito

an hohem Fieber. Da kam der Mann mit einem Befehl der Polizei, ihm seine Frau herauszugeben. Der Pater weigerte sich wegen der Krankheit und der schweren Mißhandlung. Inzwischen stieg das Fieber der Frau, sie sprach ganz froh von ihrem Sterben und verlangte immer dringender die Taufe, die sie jetzt auch erhielt. Groß war ihre Freude, aber auch ganz klar das Bewußtsein, daß sie sterben werde. Und so kam es auch nach einigen Tagen. Friedlich und still ging sie eines Morgens ins andere Leben hinüber, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten.

Eine Stunde darauf kam der Mann mit einem Polizisten wegen seiner Frau! Die Schwester führte beide schweigend zur Leiche ans Bett; auch der Polizist war nun machtlos. Das arme Weib blieb im Frieden, sie hatte genug gelitten. Auch den Rohling packte nun die Tragik. Er weinte bitterlich und folgte wortlos dem Polizisten zur Tür hinaus. Die Tote aber wurde in ihrem Taufkleide auf dem Friedhofe bestattet. Keine Verwandten hatten sich mehr um sie gekümmert.

Spätere Nachfragen ergaben, daß beide Eltern der Frau getauft waren. Der Vater war wieder Heide geworden und weit von der Missionsstation fortgezogen. Er hatte alle seine Kinder heidnisch erzogen. Von der Mutter hatte das Weib noch manchen Unterricht in der christl. Religion bekommen. Aber heidnisch an ihren Mann verkauft und verheiratet, hatte sie von diesem niemals die Erlaubnis zur Taufe erlangen können. Erst seine Todesdrohungen und schließlich das Sterben ließ sie die Taufe finden. — „Selig die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden. . .“

Wie ich mit meinen 75 Jahren steile Hügel erkletterte

Von P. Solanus Peterec CMM.

Junges Blut und junge Füße setzen mit Leichtigkeit über Dick und Dünn, aber altes Blut und alte Knochen haben gerne Ruhe. Es kommen aber auch an den alten und gebrechlichen Missionar Krankenrufe. Ein junger, kräftiger Kaplan ist nicht da — der Pfarrer ist nun 75 Jahre alt und hat sich bei einem Fall über einen Balken die Kniesehnen zerrissen, so daß er hinkt und das Reiten zu Pferd ist ihm deshalb verboten. Die Eingeborenen wohnen aber meistens hoch auf den Hügeln und Bergen, und dort oben hat er sie zu besuchen. Wie macht er das? — Wie kommt er da hinauf, selbst bei heißer afrikanischer Sonne? — Ganz einfach und ohne weitere Anstrengung.

Als wilde Schulbuben sind wir den schnell dahinfahrenden Pferdewagen nachgelaufen und haben uns hinten am Wagen festgehalten, bis daß der Fuhrmann mit seiner Peitsche uns eines um die Ohren knallte. Wir fanden, daß man auf diese Weise sehr bequem laufen kann, wenn einen der Wagen zieht. —

Als ich einst einen steilen Hügel hinaufzugehen hatte und gewaltig pufete, da fielen mir meine Schwaben- oder Bubenstreiche ein und wie es so leicht war zu laufen — auch den Berg hinauf, — wenn man sich an dem fremden Wagen festhielt. Mein Plan war gefaßt. Wenn du wieder zu einer Hütte, die auf dem Berge liegt, gerufen wirst, dann nimm einen Ochsenriemen mit. Bist du am Fuße des Hügels angekommen, so rufe hinauf, man solle dir entgegenkommen. Diesen Ankommenden gib dann das dünne Ende des Ochsenriemens und du faßt das dicke Ende mit dem Eisenring und sie sollen dich hinaufziehen. — gedacht, getan!

Beim nächsten Krankenruf steckte ich einen langen Ochsenriemen und eine kleine Kinderpeitsche in meine Reisetasche. Am Fuße des Hügels angekommen, rief ich zur Hütte hinauf, man solle mir entgegen kommen. Bald war ein Rudel Kinder um mich. Ich zog den breiten Riemen aus der Tasche, ließ die Kinder links und rechts anfassen, einem gab ich die Peitsche, damit er kommandiere und der Gesellschaft eines um die Ohren knalle. Ich faßte mit beiden Händen den Eisenring und rief: „Vorwärts, den Berg hinauf!“

Das gab ein Halloh, ein Gelächter, eine Mordsfreude. Der Kommandant knallte mit der Kinderpeitsche umher und rief nacheinander alle Ochsenamen auf, wie es hierzulande in Gebrauch ist, wenn mit Ochsen gefahren oder gepflügt wird, da jeder Ochs seinen Namen hat.

Bevor ich mich versah, war ich oben bei der Hütte angelangt und das ohne alle Ermüdung. So mache ich es jetzt immer, denn da kommt Leben in die Geschichte. Ist kein Ochsenriemen da, so spanne ich die Kinder an meinen Gehstock. Da geht es auch ganz famos den Berg hinauf.

~~~~~

„Der Antichrist weiß, was Ideen wert sind und die von ihm inspirierte Welt opfert für sie in einer Leidenschaft und einem Enthusiasmus, den wir bewundern müssen. . . .“



# Ins Heilige Land

Von P. Florian Rauch CMM.

(Fortsetzung)

Unser Führer machte uns auch aufmerksam auf das Dorf Desch isna, das einige hundert Einwohner hat. Titus durchzog diesen Ort als er von Cäsarea nach Jerusalem ging. Es ist hier eine katholische Mission. Die einzelnen Dörfer, die man in dieser Gegend sieht, weisen hin auf vergangene Herrlichkeit; überall sieht man Ruinen; überall sieht man Zerstörung, und wenn man die Eingeborenen darüber fragt, können sie keine Auskunft erteilen. Das einzige, was sie einem sagen ist, daß früher die Reisenden sehr oft ausgeplündert worden seien. Nicht umsonst hat ein enges Tal den Namen Talos Wach'el-Haramie (Tal der Diebe) und eine Quelle in der Nähe heißt Diebesquelle. Die Engländer haben dort eine Polizeistation, wohl aus diesen Gründen.

Nördlich von Bethel liegt das uns bekannte Silo. An diesen Ort sind viele bibelhistorische Erinnerungen geknüpft. Dort stand z. B. zur Zeit der Richter die Bundeslade. Während dieser Zeit kamen, wie die Schrift erzählt, die Hebräer dreimal im Jahre dort hin, um Gott anzubeten und ihre Feste zu feiern im Hause zu Silo. Der Ort wurde zerstört ca. 1050 vor Christus.

Wir hatten 60 Kilometer zurückgelegt von Jerusalem, als unser Auto hielt. Wir waren am Jakobsbrunnen und am Hause Joses. Der Brunnen liegt rechts vom Wege und ist heute 23 Meter tief. Die Öffnung befindet sich in einer Krypta inmitten der alten Kirche, die den Griechen gehört. Wir gingen hinein und tranken von dem Wasser des Brunnens und machten eine kurze Betrachtung über die rührende Episode, die sich einst zwischen dem lieben Heiland und der Samariterin abspielte.

Ganz in der Nähe des Jakobsbrunnens ist das Dorf Balda und hinter dem Dorfe die Ortsanlage des alten Sichem, der Hauptort der Samaritaner, die ihre Kultstätte auf dem Berge Garizim heute noch haben.

An Stelle des biblischen Sichem erhebt sich heute die Stadt Nablus mit 17 200 Einwohnern. Davon sind ca. 200 Samaritaner und 500 Christen; der Rest sind Musleme. Juden wohnen keine dort. Die Josessschwester haben ein Kloster zu Nablus. Die Nabluser Araber sind ziemlich fanatisch und fremdenfeindlich, und große Vorsicht wird angeraten beim Besuch dieser Stadt.

Ungefähr 10 Kilometer von Nablus liegt auf dem Hügel Schomran, 440 Meter über dem Meer, das kleine Araberdorf Sebastie, das alte Samaria. Der christliche Pilger denkt beim Anblick dieses Ortes unwillkürlich an die Weissagung des Michäas 1, 6: „Ich mache Samaria einem Steinhäufen auf dem Felde gleich und ich rolle hinab ins Tal seine Steine und lege seine Grundfeste bloß“.

Die Ursache, warum Gott einst ein so furchtbares Strafgericht über Samaria ergehen ließ, finden wir beim Propheten Isaias 28, Osea 7 und Amos 4.

100 Kilometer von Jerusalem entfernt gegen Nazareth, zeigte der Führer nach dem Ort Tel Dotan. Dahin kam Josef auf der Suche nach seinen Brüdern, die ihn hier in eine leere Zisterne warfen und ihn dann an die Ägypter verkauften. Auch hier sind, wie so oft, nur noch einige alte Baureste.





Nazareth  
Photo: P. Florian, Köln

10 Kilometer weiter kamen wir nach Dschenin, wo einst der Heiland die zehn Aussätzigen heilte. Es liegt an der Grenze zwischen Samaria und Galiläa. Hier beginnt die große und fruchtbare Ebene Eschelon, die viele jüdische Siedlungen aufweist. Vor uns sahen wir schon Nazareth und rechts davon den Berg Tabor. Orte, die in der Heilsgeschichte so große Bedeutung haben und deren Anblick das Herz eines jeden christlichen Pilgers in die fröhlichste Stimmung versetzt.

Wir kamen kurz vor Mittag in Nazareth an und nahmen Quartier bei den österreichischen Barmherzigen Brüdern. Es ist eine der schönsten Städte von Palästina, 488 Meter über dem Meer mit 8900 Einwohnern, von denen  $\frac{2}{3}$  Christen sind und  $\frac{1}{3}$  Muslemin. Die 80 Seelen zählende jüdische Bevölkerung besteht meistens aus Regierungsbeamten. Es befinden sich dort 5 kath. Männer- und 7 Frauenklöster. Unser Hauptbesuch galt der Verkündigungskirche, deren Wächter auch hier wie in Bethlehlem und anderen heiligen Orten die Franziskaner sind.

Wir befanden uns auf sehr heiligem Boden. Hier, so sagt die Tradition, ist das Haus gestanden, in welchem die heilige Jungfrau zu Nazareth geboren wurde und in welchem sie vom Erzengel Gabriel begrüßt wurde als „voll der Gnade“ und wo das ewige Wort Fleisch geworden ist. Dasselbe Haus befindet sich jetzt zu Loretto von Engeln dorthin getragen und wird genannt „das Geburts Haus der Jungfrau“.

An dieser hochheiligen Stätte, wo der erste Grund zum Heile der Menschen gelegt, wo das Wort Fleisch geworden, las ich am Mittwoch, den 2. Oktober, die heilige Messe.

Wir besichtigten noch aufmerksam den hl. Ort. Das hl. Haus soll am Felsen gestanden haben. Hinter dem Altar war ein in den Felsen gehauenes Gemach, das ohne Zweifel früher eine natürliche Höhle gewesen war und ein Zubehör der kleinen Wohnung der hl. Familie bildete. Man nimmt sogar an, es sei das vom Erlöser bewohnte Gemach gewesen.

(Schluß folgt).



# „Auserwählt“

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Wirthalm.  
Nachdruck verboten! — Fortsetzung

Ein leises Rauschen strich über die Andächtigen hin.

Schauer erfüllte ihre Herzen, in Gottesfurcht erstarrten ihre Leiber, kein Laut kam von ihren Lippen, ein jedes verhielt den Atem, aller Augen blickten gebannt auf den Priester und das Mädchen.

In heiliger Scheu schwieg mit den Menschen die Landschaft.

Da hob die Broni langsam den Kopf.

Ein Beben erschütterte ihren Körper, die Arme warf sie gegen den Himmel und der erlösende Schrei entfuhr ihrem kranken Leib:

„Mutter! Mutter! Jesus! Maria! Heiliger Valentin!“

Sie erhob sich. Gesund und heil.

Die Nähe der göttlichen Gewalt und Gnade lastet auf den Menschen. In ungeheurer Erregung blieben sie wie versteinert vor Gottes Angesicht knien, mit verzückt erweiterten Augen und erstarrten Lippen.

Denn noch konnte es keiner begreifen.

## 10. Stodreiter

Franz zog ein unsichtbarer Arm fort.

Er schritt durch die Gasse, die noch offen stand, an den Verzückten vorbei und eilte in den nahen Wald, dem zu entweichen, was nun folgen mußte.

Er wollte mit seinem Gott allein sein. So trugen ihn seine Füße den Berg hinan, der Einsamkeit entgegen, wo er sich vor dem Danke der Menschen verbergen konnte.

Doch erfaßte ihn ein seltsamer Taumel von Glücksempfindungen, als er hörte, wie sich die Menschen unter ihm aus ihrer Erstarrung lösten. Die Schreie mächtigen Erstaunens und Erschauerns vor dem Wunder schwellen zu ihm empor.

Franz mußte umblicken. Er sah, wie die Menschen auf die Broni zueilten, ihren Körper griffen und ihre Glieder berührten. Er sah, wie die Mutter den Stamm der Föhre umfaßte, und hörte, wie sie ihren Dank zu dem Gnadenbild hinaufschrie.

Plötzlich riefen die Menschen nach ihm.

Da wandte er sich wieder dem Walde zu und eilte davon.

Er lief dem Wege nach, den sein Fuß zufällig betrat.

Als der Wald sich lichtete, sah er vor sich das Haus der Stodreiter. Nach ein paar Schritten stand er davor.

Der Stodreiter hatte ihn kommen sehen. Und wußte, was am Föhrenplatz geschehen war. Sein Herz zitterte heftig, und mit verhaltener Erregung trat der Alte vor sein Haus.

Als Franz vor ihm stand, zog er sein Bergküttl und bat: „Möchten S' net a bißl rasten, Kooprater?“

Und er öffnete, ehe er eine Antwort bekam, die Haustüre, daß der Priester eintreten könne.

Franz erwachte bei der Ansprache jäh aus seinem Seelenfluge zu den Mächten der Ewigkeit. Die Erde fühlte er wieder unter den Füßen. Die Erde stand im Stodreiter vor ihm.

Er folgte der Einladung des Bauern und trat in die kleine Holzburg ein. Der große Mann mußte seinen Kopf beugen, als er den Fuß über die Schwelle setzte.

Franz erschraf: von allen Wänden und Ecken blickten ihm holzgeschnitzte Heilige entgegen. Sie sahen auf ihn, wie sie es einstens taten, als sie noch unter den Menschen lebten: gütig lächelnd, schmerzgebeugt unter der Marter, welkenrückt auf der Wanderschaft, lieblich verklärt unter der Schönheit ihres Meisters, traumhaft versunken in die Geheimnisse der Ewigkeit. Und das Urbild der Mutter blickte auf ihn herab, den süßen Schmerz um die Lippen und den frohen Dank in den Augen. Und ihr Sohn, der Meister selbst, breitete seine Arme segnend über ihn aus wie er es einstens über seine Jünger tat.

Der modrig-herbe Geruch, der an dem Holze enteilter Jahrhunderte haftet, umstrich den Kooprater. Geheimnisse, längst versunkenes Weben und Wirken hauchten aus den dunklen Ecken und auf dem offenen Herde glomm die uralte Glut.

Franz sah zu den Holzbildern auf und fand unter ihnen die Lücke, wo noch an diesem Morgen der hl. Valentin stand.

Er wandte sich nach dem Stodreiter um:

„Warum hast du das getan?“

„I han schoo müassen.“

„Weißt auch, was geschehen ist?“

„'s wird noo mehra g'schehn bei unserm Valentin!“

Bei unserm?“ erstaunte Franz.

„Moan doo. A Stodreiter hat eahm amal g'schnitz für Ent. Unser Hand hat's g'segnet.“

Ein leiser Frostschauer durchzitterte Franz vor den Geheimnissen, die das Schicksal um ihn wob.



Er versuchte seine Gedanken zu ordnen. Aber das Gehirn versagte den Dienst. So wurde er wirr:

„Stodkreiter, wo soll das noch alles hin? Seit ich denken kann, schiebt mich ein Schicksal. Ich möchte ihm entfliehen, aber ich muß ihm folgen. Wo will das hin? Stodkreiter, ich hab der Broni die Hände aufgelegt und sie ist gesund. Ich weiß nimmer, wie es geschehen ist.“

Der alte Bauer sah zu dem Priester auf, ernst und wissend um das große Walten. Er sprach:

„Woß schoo, Kooprater. Han's schoo einwendig gspürt, daß eppas fimmt. Wegen dem hat aa der Valentin abi müßsen. Und jetzt is gschehn, und noo mehr werd kommen. In dir steht's drin, Kooprater: Du hast die Kraft, du hast den alten Segen, du hast den alten Glauben. Woß, Kooprater: unsern Glauben, und der ist uralte. Alter als alles zsam, ganz, ganz von die Vordern her. Und der Glauben lebt fort, ganz hoamlich schiebt er sich nein von einem Menschen auf den nächsten. Und laßt die Menschen net aus, solange sie glebt habn und solange als s' leb'n werd'n. Lang schaut's oft her, als waar's ganz staaß word'n damit unter die Menschen.“

Aber auf oamal hat's gstoast, und der mußt dann toan, was z' toan is. Der oan bist jetzt du, Kooprater. Gweicht bist, hochgweicht. Leicht gspürt es selbst net. Aber i kenn's, da einwendig. Bist hoch droben, Kooprater, und aus deine Händ fließt der Segen und die Gnad so leicht, wie mir's Schnitzmesser führen. Und mußt hoch droben bleiben, Kooprater“, schloß der Alte, und sein hartes Antlitz wurde noch ernster, „weit über den Menschen! Sel, verstehst mi schoo, wie i dös moan.“

Franz trampfte die Hände ineinander. Ja, er verstand und fürchtete sich vor dem Fluge. Noch brannten die irdischen Feuer in ihm.

Der Stodkreiter sah in die Seele des Jungen.

„Es wird hart kommen“, rief er ihm zu. „Und nacha ruast mi, Kooprater. I woß dein Weg.“

„Wohin?! Wohin?!“ stöhnte Franz auf.

Da herrschte ihn der Stodkreiter an: „Net fragen! Folgen mußt, Kaaprater, nacha gehst richtig!“

Und der junge Priester beugte sich unter dem Machtspruche des Bauern. Er mußte sich beugen, weil Glauben und Wissen aus dem Urgrund der Menschenseele zu ihm sprachen.

So schwieg Franz und neigte sein Haupt.

Der Alte schnaufte tief auf: Er wußte, daß des Herrgotts Krönl die Arbeit der Stodkreiter zierte.

## 11. Die Menschen

Zu der Stunde standen und knieten die Bärnmooser in eifrige Gebete und Gespräch vertieft auf dem Föhrenplatz. Sie blickten immer wieder auf die Broni, die mit ihren Eltern den Heiligen anrief und lobte.

Von Zeit zu Zeit trat ein Bauer oder ein Weib an das Mädchen heran. Sie berührten es mit den Fingerspitzen und bekreuzten sich dann, um an dem Segen, der über das Kind niederfuhr, Anteil zu nehmen. Mit gefalteten Händen wichen sie im Rückwärtschreiten zu den Gruppen zurück, die sich abseits der Föhre zusammendrängten, um mit scheuem Getuschel das große Wunder, das Unfaßbare zu besprechen.

Wie es geschah, war keinem klar.

Wie ihnen der wundertätige Priester entfiel, konnte keines begreifen.

So wurde auch Franzens Flucht zu einem überirdischen Geheimnis. Manch einer hatte Erscheinungen, Gaukelspiele verklärter Augen.

Die einen wollten gesehen haben, wie ein feiner, zarter Nebelschleier über sie niederfiel. Andre wieder sahen, wie die Figur des heiligen Valentin die Hände segnend ausbreitete. Wiederum welche hörten ein unheimliches Rauschen, einen weitentfernten Donner, der aber doch so nahe klang, daß er die Seelen erschütterte.

Und die Jagerer, die eifrigste Gläubige an Franzens Wunderkraft, sah gar, wie der Kooprator über die Häupter hinwegschwebte.

Dem aber widersprachen einige, so die Lohner:

„Naa, naa. Er ist schoo vorbei bei mir. Aber aa so, als wenn er nimmer von Fleisch und Blut waar.“

„Ja, grad so wie a Heiliger“, rief eine andre.

„Naa, so a Mann, so a Mann!“

„Wer hätt dös dentt!“

„Und 's Dirndl ist gund. Dös Wunder! Dös Wunder!“

„Sechs Jahr gläht und jetzt auf oamal gund! O Leut, dös Wunder!“

„Mei, wann dös unter die Leut fimmt!“

„Da werd si unser Kooprater nimmer derfangen können, so werd'n s' glaufen kommen auf Bärnmoos.“

„Und a jed's will von eahm gund werd'n.“

„Und er werd s' gund machen.“

„Jesses“, fiel es der Jagerin jammerns ein, „sie werd'n eahm doo net wegtoan,



wenn er jetzt so berühmt ist. Leicht muß er jetzt gleich in d' Stadt rein und a Bischof werd'n."

"A geh, was moanst d' denn", wurde sie belehrt, "gleich a Bischof. Dös is ganz eppas anders, wann oaner a Bischof werd'n."

"Dös glaub i. Da is inder Kooprater schoo noo mehra."

"Für dös gibts überhaupts koan Titel."

"Als grad a heiliger Mann."

So brodelten die Ansichten zwischen Beten und Bekreuzigen hin und her.

Zwischen den Frommen aber schritt wie ein Sieger der Unterrauchberger. Seine Garde folgte ihm.

Stolz blickte er bald auf die Föhre, bald über die Bärnmooser hinweg.

Oder er blieb bei dieser oder jener Gruppe stehen und murmelte den Männern zu:

"Setzt woas i, warum i die Kapellen nimmer auslassen hab. Hat sein müasjen, dös han i gleich gespannt. Und jetzt werd baut, gleich morgen werd anfangt."

"Nacha gibts noo im Winter a Wallfahrt", begeisterte sich der Jagerer. "I han's gewiß, daß wir Bärnmooser berühmte Leut werd'n."

"Ja, Herrgotts noo amal", rief der Lohner, "wer hätt dös gmoant. Unser Kohler-Sohn, auf oamal waar der a solchener. A Bauernsohn und waar so viel wie a Heiliger."

"Da könnt si oans gleich fürchten aa."

"Ob's doo aus eahm selbn kommt?"

"Bett muß er schoo. Hast net gseh'n, wie er aufgeschaut hat zum Himmel?"

"Aber a anders wann bet", hilfts halt net."

"Der muß's schoo bsonders können, inder Kooprater."

"Dös glaubst! Da liegt a Kraft drin. Da derfen mir grad kloan werd'n und glauben und Amen sagen."

Zwischen diesen Gruppen kniete auch Herr Grießenböck. Scheinbar in andächtiges Beten vertieft.

Aber während sich die Lippen eifrig bewegten, plagten seinen Kopf andere Gedanken.

Er hatte vor drei Tagen an den Dekan einen Brief geschrieben, in dem er seinem geistlichen Freunde in untertäniger Weise von den Vorkommnissen in Bärnmoos Mitteilung machte. Er erlaubte sich die bescheidene Anfrage, ob es recht sei, daß sich der junge Kooperator als Wundertäter ansprechen lasse. Und ob der Verputz der Kirche nicht wichtiger gewesen wäre als der Bau einer Kapelle?

"Wohl bin ich Kirchenrat", schloß er den Brief, "aber wie viel dies nützt, haben Sie gelesen. Wo mag das hinführen, möchte ich mir die bescheidene Anfrage erlauben, wenn ein hochwürdiger Herr sich als Wundertäter ansehen läßt? Wo mag ein Wunder sein, wenn man ein Mädchen aus einem Bache holt? Mein einfältiger Sinn sträubt sich dagegen, und es sind wohl viel Stärkere dagewesen, die es auch vermochten. Ich frage, warum mußte es gerade der Herr Kooperator sein? Vielleicht wegen der Bauern? Hochwürdiger Herr Dekan werden die Frage leicht verstehen und werden vielleicht die Antwort wissen."

In einer zornigen Stunde hatte er den Brief hingeschrieben.

Und nun quälte ihn sein Gewissen. Nach dem Erlebten an dem Föhrenplatze fürchtete er, ein Unrecht begangen zu haben.

Nebenbei pochte aber sein Kaufmannsherz gar mächtig in der Brust.

"Da sind wunderbare Dinge vor sich gegangen", sprach es darin, "über die wollen wir nicht rechten noch richten. Es wird aber Bärnmoos alsbald in aller Mund sein. Viele Menschen werden zu dem Wunderplatze strömen, und sie werden Kerzen, Bilder und Totibtafeln stiften. Werden Rosenkränze und fromme Andenken kaufen. Und dies alles wird im Laden des Herrn Grießenböck zu haben sein. Wird zu haben sein, wenn der Dekan nicht. . ."

Das Herz sah die runden Gold- und Silberstücke über den Ladentisch in die Kasse rollen. Zu dem Gedanken lächelten die betenden Lippen.

Das Herz fürchtete aber, es könnte von höherer Stelle aus anders verfügt werden. Die Lippen sanken herab.

Und das Herz zürnte dem Herrn Grießenböck ob seines eiligen Eifers.

Das müssen wir wieder gutmachen. Schnell gutmachen! rief es darin.

Und so entschloß er sich, noch an dem selben Tag den Dekan zu besuchen. Er wollte ihm als erster die Freudenbotschaft überbringen, wollte den Kooperator preisen und loben, seinen Irrtum eingestehen und nichts unversucht lassen, daß Bärnmoos berühmt und er reich werde.

Er stand nach einem lauten "Gelobt sei Gott der Herr, Amen!" sackte auf, berührte die Schultern der Droni, bekreuzigte sich und schlich durch die Reihen der Betenden Bärnmoos zu.

Untertwegs lernte er die Rede ein, die er dem Dekan halten wollte.

Aber mitten darin erhellte sein Antlitz





Gingeborenentraal (Swaain-Schulen)

Photo: Mariannhiller Mission

ein besfreiendes Lachen. — Ein feiner Einfall flog ihm zu:

Daheim hatte er in einer Kumpesecke einen alten Opferstock liegen. Er wußte nicht, woher er stammte und wieso er in sein Haus kam. Wie oft wollte er den alten, rostigen Eisenkasten zum alten Gerümpel werfen. Nun war er froh, daß er ihn noch besaß.

Diesen Opferstock gedachte er unter dem Bildnis des hl. Valentin aufzustellen. Und er wollte der erste sein, der glänzende Silberlinge in den Schlig hineintwerfen wird.

Der Gedanke begeistert ihn mächtig. Er schritt eilig vorwärts.

Daheim nahm er ein Stück Pappe und schrieb mit Blaustift darauf:

„Zur Errichtung einer Wallfahrtskapelle zu Ehren des hl. Valentin!“

Dann band er die Bittafel an den Opferstock.

Aus seinem Laden suchte er ein neues, besonders gutes Vorhängeschloß. Es reute ihn wohl, aber er gedachte der Zinsen.

Dann nahm er leuchend den Opferstock auf seine Schultern und schleppte ihn vors Haus. Dort lud er ihn auf einen Karren und mühte sich mit der Last zum Föhrenplatz zurück.

Er kam zur rechten Zeit. Eben erhoben sich die Langenmaier und mit ihnen die ganze Gemeinde. Sie wollten die Broni im Triumphe heimführen.

Da sahen sie, wie Griesenböck pustend und schwitzend den Hang herunterkam.

Kaum war er imstande, den schweren Karren vor dem Abgleiten zurückzuhalten. Aber er biß die Zähne zusammen und meisterte die Arbeit.

An der Föhre stellte er den Opferstock unter Staunen und Betwundern auf.

„Für unsern heiligen Valentin!“ rief er begeistert über die Menge hinweg, nahm, wie er es sich erwünschte, als erster die Geldbörse aus der Tasche, blickte kaum hinein und war mit der Schätzung zufrieden.

Das trägt Zinsen, Zinsen, wischte ein kurzer Gedanke durch seinen Kopf.

Er schüttete, deutlich für jeden sichtbar, den ganzen Inhalt seiner Börse in den rostigen Schlig. Die Kupfer- und Silbermünzen fielen, eine nach der anderen, mit dumpfen Klang auf dem Boden des Opferstocks auf.

Und bei jeder Münze klopfte es in seinem Herz wider: Gold, Gold, Gold!

Nach seiner Opferung trat er unter das Bild des Heiligen und beugte sich tief zur Erde.

Seinem Beispiele folgten die anderen. Als erster der Langenmaier. Er warf die wenigen Groschen, die er eben bei sich trug, in den Kasten.

Bauern und Bäuerinnen traten an und ein jeder gab, was er recht fand.

Neben dem Opferstock stand die Broni und ließ sich von jedem berühren.

Geld tönte in das wunderbare Geheimnis des Kohler-Franz.

Geld tropfte auf den ewigen Stein des Glaubens und höhnte ihn aus.



Geld sahen die Bauern und wurden mißtrauisch.

Der Unterrauschberger deutete mit scheelem Blick auf Grießenböck.

„Dös hat er schlau anpackt“, murkte er zu seinen Freunden. „Jetzt möcht er's wieder gutmachen.“

„Und überhaupts müssen gleich etla aufgestellt werdn“, meinte der Lohrer, „die dös Geld jeden Tag aufanehmen. Sinst werd's ins gstoßn aa noo.“

Sie beschloßen, Unterrauschberger, Lohner und Grießenböck — den mußten sie mitwählen — dieses Amt zu übertragen. Die drei sollten gleichzeitig, riet der Fagerer, dem die Zukunft von Bärnmoos als Wallfahrt so sehr am Herzen lag, der vorbereitende Ausschuß für alles Notwendig sein.

„Weil dös allsam doo net laar ausgeht“, schloß er seinen Vorschlag.

„Ganz richtig“, ereiferte sich Grießenböck, „hier auf diesem geweihten Boden, auf dem wir als erste stehen dürfen, bereitet sich ein Großes vor. Meine Herren, wir Männer vom praktischen Leben müssen darauf bedacht sein.“

„Aber wem mußt nacha recht geben, Grießenböck?“ frug der Unterrauschberger. Er warf den Kopf nach rückwärts.

Grießenböck verstand. Er nützte die Gelegenheit, den Stolz seines Widersachers zu heben. Denn nun mußte er sich an die Bauern halten, wenn alles gelingen sollte, wie er es erträumte.

„Ihnen, Herr Hallweger“, rief er, „nur Ihnen muß man recht geben! Man muß sagen, Sie haben weiter gesehen als ich. Die Gemeinde wird es Ihnen zu danken wissen.“

„Braucht's net. I bin so aa zfrieden“, brummte der Bauer, weil er Grießenböck erkannte.

Unterdessen sammelten sich die Gläubigen zum Heimgange.

Vorne, von ihren Eltern geführt, ging die Broni. Es folgten die Geschwister und Anverwandten und dann die ganze Gemeinde. Zuerst die Männer und nach diesen die Frauen.

Die Vorbeter stimmten die Litanei an. Unter Beten und Lobsingern kamen sie in Bärnmoos an.

Dort führte der Langenmaier die Prozession geradewegs der Kirche zu. Er folgte seinem Herzen, das sich nach dem Segen, der dem Wunder den letzten Glanz verleihen sollte, sehnte.

Als dies Grießenböck gewahr wurde, flüsterte er zum Unterrauschberger:

„Wir müssen den Herrn Geistlichen Rat verständigen.“

Der Bauer nickte ihm zu und die beiden bogen zum Pfarrhaus ab.

Als sie mit eiligem Schritt bei Birnbacher eintraten, blieb Grießenböck erschrocken stehen: der Defan stand zwischen Pfarrherrn und Kooperator.

## 12. Der Hohepriester

Der Defan kam an diesem Morgen nach Bärnmoos. Er wollte selbst sehen, was mit dem jungen Kooperator, was mit diesen Wunderdingen sei.

Er fand das Dorf verlassen. Die wenigen alten Leute, die er antraf, standen zu zweit und zu dritt erregt beieinander.

Die Arbeit stand still, halbbeladene Wagen standen auf dem Dorfplatz, offene Haustüren sah er allenthalben, die Herde schienen erloschen, denn um die Dächer zogen keine Rauchwolken, das Vieh schrie in den Ställen, da wimmerte ein Säugling und dort scharrten Kasse.

Von Schritt zu Schritt erstaunte der Defan mehr. Bis ihn ein fröstelnder Schauer ergriff.

Er hastet dem Pfarrhaus zu.

Auch hier erwarteten ihn geöffnete Tore, und nun wußte er, daß ein großes Ereignis über Bärnmoos hereingebrochen sein mußte.

Einen Augenblick dachte er an einen Brand, an einen Bergsturz.

Aber weihevolle Stille ward um ihn.

Im Umherblicken ergriff sie ihn.

Hier ist ein Größeres, empfand er.

Leise trat er über die Flur, leise pochte er an der Türe, hinter der er Birnbacher erhoffte.

Der Pfarrer hatte Frühstück, Blumen und Morgenpfeife vergessen. Sein Herz wußte um die Weihe der Stunde, in der er lebte. Er kniete in seiner Christus-Ecke und erhob seine Seele zum Himmel.

Mitten in der stillen Kraft des Gebetes, die er in sich sammelte, schreckte ihn das behutsame Pochen auf.

Es zerschnitt sein Gebet. Er wandte sich um und sah den Defan auf der Schwelle.

Im nächsten Augenblick eilte er auf ihn zu, faßte ihn bei den Händen und rief den Fassunglosen mit gewaltiger Stimme an:

„Der Herrgott sendet Sie in einer großen Stunde! Beten Sie! Beten Sie!“

Der Defan war ein Mann, der natürlich dachte. Sein Priestertum war ihm Lehr- und Führeramt. Er hatte vieles im Leben gesehen, als Priester und Politiker, als Streiter seiner Kirche und als Mensch. Er fand sich auf allen Wegen zu recht und kannte keine Rätzel, keine Mauern.



Nun aber war sein Denken geschlagen.  
Er fühlte sich leer, unbeholfen gegenüber dieser Gewalt, mit der ihn Birnbacher packte. Dieser gemütliche, einfache Birnbacher!

Er konnte nur stammeln:

„Um Gottes willen, was ist denn?“

„Weihe ist um uns. Himmlische Weihe!“

„Erzählen Sie doch,“ bettelte der Defan.

Birnbacher führte ihn unters Kreuz und erzählte in fliegender Hast von den Dingen, die geschehen.

Und das graue Haupt des Defans senkte sich immer tiefer. Langsam fanden sich seine Hände, langsam schlossen sich seine Augen und langsam begann er im Herzen statt im Kopfe zu denken.

Bis die Frage in ihm erwuchs:

„Was ist dies für ein Mensch?“

An dem Klange der Stimme erkannte Birnbacher, wie sehr der Hohenpriester ergriffen war.

Subelnd schloß er seine Erzählung:

„Er selbst ist ein Sturzbach voll überschäumender Kraft, als Mensch und Priester. Er ist über uns, himmelhoch über uns, und weiß es selbst nicht. Ein Kind ist er, ein reines, liebes Kind, das sich nach der Heimat sehnt, das aber im Händeausstrecken den Segen Gottes herunterholt. Es ist so ein Wunderbares in ihm, man kann es nicht schildern und nicht begreifen. Aber es ist da, und wo er die Hände hinlegt, da ruht der Segen darauf.“

Nach einem kurzen Schweigen fragte er dann zaghaft:

„Was wollen Sie mit ihm tun?“

Der Defan preßte die Hände aneinander. Dies alles erschütterte ihn.

„Zu einer Belehrung war ich gekommen, die ich dem jungen Priester halten wollte.“

Und fast schrie er es auf:

„Und um seinen Segen werd ich ihn bitten.“

Vor der Türe schlürften langsame Schritte. Birnbacher horchte auf.

Er sprang zur Türe und blieb wie angewurzelt auf ihrer Schwelle stehen: Franz kam ihm mit verklärten Augen und leuchtender Stirn entgegen. Den Mund umspielte ein sonderbares Lächeln: selig-froh und irdisch-rein.

Langsam setzte er Fuß um Fuß vor. Fast schleppend schien sein Gang. Denn Franz war müde.

Aber dies sah Birnbacher nicht. Er sah nur die verklärte Stirn und empfing Franz mit weitgeöffneten Armen:

„Kooperator! Liebster, bester Mensch!“

Der Klang dieser Stimme, die Franz so sehr liebte, griff ihm ans Herz. Sie gab ihm die Nähe zu den Menschen wieder.

Und damit bestürmte ihn ein lautes, wohlles Glücksempfinden, daß er trunken aufschrie:

„Die Broni ist gesund!“

Und fügte leise, andächtiger dazu:

„Dem Herrn sei gedankt!“

In Birnbacher erstarrten Zeit und Raum. Er fühlte sich in einem Meer von Licht und Geistessein.

Und konnte nur hauchen:

„Ja, Kooperator, Gottes Helfer!“

Der Defan trat hinzu. Leise als fürchte er, durch seine Bewegung ins irdische Tal zu versinken. Und sprach:

„Danken wir Gottes Barmherzigkeit!“

Und doch rief ihn seine eigene Stimme ins Tal hinab.

Ins Tal von Bärnmoos.

Er blickte durch das Fenster über die Giebeln des Dorfes hinweg, auf die Straßen und Plätze.

Er sah Menschen darin wallen und beten, sah das Kreuz erhöht und den Felsen wachsen, auf dem die Kirche steht.

Im Geiste errichtete er in dem stillen Bergwinkel eine neue ragende Burg des Glaubens und der Kirche, deren gehorsamster Diener er war.

Und dieser hier, der so Großes vermochte, mußte vor den Menschen zu einer weithin strahlenden Leuchte emporgehoben werden, zu einem Licht der Kirche, aber selbst versunken im tiefen Schatten ihres hellen Scheines.

Da er dies alles für die Zukunft erkannte fand er zum Werktag des Lebens zurück.

Er trat näher an den Kooperator heran und reichte ihm die Hände hin:

„Lassen Sie mich teilhaben an ihrem Wert, Sie Gesegneter! Lassen Sie mich mit Ihnen den Allmächtigen loben und danken. Ein Großes geschah, das fühlt jedes Herz. Und die auf Erden über uns stehen, werden sich dem nicht entziehen können. Größeres wird folgen und die Menschen werden in Scharen zum heiligen Valentin pilgern. Der Kirche wird ein neuer Hort des Glaubens erwachsen. Ihr wollen wir dienen, ihr unser alles hingeben. Dies sei der Schwur, der unsre Hände in dieser heiligen Stunde vereint.“

An Franz rauschten die Worte vorbei, so wie ein Träumer ein fernes Rochen hört.

Nur die eine Frage dämmerte in ihm:

Was sind jetzt Worte?

Und ein Heiliges flüsterte in seiner Seele:

Du hast die Tat.



Und dennoch: Irgend etwas Erhabenes, Gewaltiges zerschmolz unter dem warmen Händedruck des Hohenpriesters.

Er senkte seinen Blick auf die Hand. Da erkannte er, daß sie schwer war.

Wie aus einem tiefen Tale klang zu Franz die Stimme des Defans empor:

„Und jetzt müssen Sie mir alles sagen!“

Das schnitt Franz ins Herz.

Aber er fand einen Seelenretter: der Unterrauschberger erschien breitstämmig in der Türe und, wie ein Gnom verborgen, der erschrockene Griefenböck. Hier hatte er den Defan nicht vermutet.

Franz nickte dankbar dem Bauern zu.

Der drehte seinen Hut in der Hand und seine Augen leuchteten dem Kohler-Sohn zu.

Mit dunkler Stimme sagte er:

„Hochwürdiger Herr! Kohler-Sohn! Darf i's sagen: Bleib ins derhalten, daß wir deinen Segen spüren!“

Das war warm, so warm, daß Franz lächeln konnte:

„Unterrauschberger, i bleib bei euch!“

Und noch bescheidener bat der Bauer:

„Und jetzt a Danksagung und ein Segen in der Kirchen. Die Gmoand wart auf ihren Kooprater.“

Statt des Jungen antwortete der Defan:

„Wir kommen.“

Griefenböck, der zappelte, brach nun hervor:

„Ein wahrhaftiger Segen muß in allem sein, daß hochwürdiger Herr Defan gerade heute hier weilen.“

Griefenböck tat allen weh. Selbst dem Defan. Fast unwillig wiederholte er:

„Wir kommen.“

Da der Unterrauschberger bereits leise fortging, mußte Griefenböck folgen. Er hätte mehr sagen mögen, aber irgendeine Angst drückte an ihm.

Die drei Priester schritten der Kirche zu.

Franz in ihrer Mitte. Wie seinerzeit bei der Primiz. Auch in dieser Stunde strömte die größte Weihe aus ihm.

So wurde dieser Gang in das Haus des Herrn eine Erneuerung seines Priestertums.

Noch war kein Jahr verstrichen. Und doch, um wie viel älter ist er geworden. Unermeßlich lange schien ihm die Zeit. Denn eine Fülle inneren Erlebens hatte in diesem Sommer seine Seele erhöht;

ein Menschentum ward in ihm errichtet, mächtiger, heiliger, als er es je ahnte.

Und doch: Da war Fleisch, da war Blut! Sinnvolles Leben rankte sich um ihn, züngelte in seinem Herzen und wies ihm die Unbarmherzigkeit des Seins:

Du bist nur ein Mensch!

Wie ein gewaltiger Schlag traf ihn diese Erkenntnis, als er inmitten seiner geistlichen Brüder in die Kirche eintrat: in der ersten Bankreihe saß seine Mutter.

Aus ihrem aufleuchtenden Blick fühlte er den verhaltenen Jubelschrei:

Du bist mei Bua! Du bist mei Bluat! Du bist mei Fleisch!

### 13. Holz

Die Orgel brauste auf. Mit Jubeltönen entließ sie die gesegneten Menschen aus der Kirche.

Sie drängten auf den Dorfplatz hinab, zum Anwesen des Langenmaier. Dort mußte sich die Broni immer wieder sehen lassen, ihre Glieder rühren und beweisen, daß ihre Heilung wahrhaftig sei.

Und mit jeder Bewegung die das Mädchen zeigte, priesen die Leute Gott und die Heiligen aufs neue.

Inmitten der Schar standen auch der Unterrauschberger und sein Freund, der Lohner.

Plötzlich stieß Simon Hallweger den anderen mit dem Ellenbogen in die Weiche. Lohner blickte auf. Er sah, wie der andere die Augen zuzwickte. Dies hieß: Geh weiter! I muuß dir was sagen!

Gleichzeitig wandte sich der Unterrauschberger um und drängte sich schiebend und stoßend durch die dicht gepferchten Leibter. Er achtete nicht auf das Schimpfen jener, die seine schwingenden Ellbogen grob auf die Seite schoben.

Der kleine Lohner schlängelte sich nach der anderen Seite durch. Geschwind und geschickt. Kaum merkte es einer.

Am unteren Dorfplatze trafen sie sich.

Der Unterrauschberger sagte noch nichts, sondern schritt schweigend Mitterzeil zu, wo sein Hof stand.

So war es der Lohner gewohnt. Er wußte, daß jetzt jedes Fragen umsonst gewesen wäre. Erst mußten vier schützende Wände um sie sein.

Nur einmal — sie hatten schon die Hälfte des Weges hinter sich — befreite Unterrauschberger seine Gedanken, indem er in seinen Schnauzbart murmelte:

„Und dös is unser Sach!“

(Fortsetzung folgt.)